

(Nachdruck verboten.)

## 11) Pelle der Eroberer.

Roman von Martin Andersen Nexö.

„So, nicht?“ entgegnete Lasse verlezt. „Aber Deine Mutter hat es woll nich' besser gewußt, als daß Du noch an Deinem Kinderglauben hingst — denn mußt Du ihr woll dies eine Mal vergeben.“

„Is das alles, was Du für mich hast?“ Sie stieß gegen das Buch, so daß es wegflog.

„Ja,“ sagte Lasse zornbebend und nahm es auf.

„Wer soll das andere haben?“

„Ja, das Haus war ja man bloß gemietet, und an Sachen war da nich' mehr viel, es is schon lange her, seit Dein Vater starb — das mußt Du bedenken. Da wo Du hätt'st sein soll'n, haben andere an Kindesstatt gehen müssen; und die, die sie gepflegt haben, kriegen woll das, was da noch is, soweit ich weiß. Aber am Ende wär' da noch Zeit, wenn Du mit 'm ersten Dampfer fährst.“

„Ne, ich bedank' mich! Nach Hause kommen und sich anglocken lassen und die Reuige spielen — ne, ich danke! Dann können meinewegen lieber Fremde mit dem Rest abziehen. Und Mutter — wenn sie ohne meine Hilfe gelebt hat, kann sie auch woll ohne mich freipieren. Na, ich muß woll machen, daß ich nach Haus komm'! — Wo is nu der zukünftige Steengard-Bauer abgeblieben?“ Sie lachte aus vollem Halse.

Lasse wollte seine Seligkeit dafür verpfänden, daß ihr nach dieser Richtung hin nichts fehlte, und doch schlingerte sie auf den Weinen, als sie um den Kälberstall herumging, um nach dem Jungen zu suchen. Er hatte es auf der Zunge, sie zu fragen, ob sie nicht doch das Gesangbuch mitnehmen wolle, gab es aber auf. Alles in ihr war so aufgewühlt; sie konnte leicht darauf verfallen, Gott zu verspotten. So packte er denn das Buch sorgfältig wieder ein und verwahrte es in der grünen Kiste.

Unten in der Ecke des Kuhstalls war ein Raum mit Brettern abgetrennt; der hatte keine Tür, und zwischen jedem Brett war eine zollbreite Doffnung, so daß er einem Lattenbauer gleich. Das war die Kammer des Kuhhirten. Eine breite Bettstelle nahm das meiste von dem Raum ein; sie war aus rohen Brettern zusammengezimmert und der steinerne Fußboden der Kammer gab den Boden der Bettstelle ab. Auf einer dicken Schicht Roggenstroh lagen einige Betten, hofler-diepolter, die dicken, gestreiften, wollenen Bezüge waren steif von Kuhschmutz, aus dem Stroh und Federn aufragten.

Mitten im Bett lag Pelle zusammengetrocknen, er hatte das Federbett bis unter den Nacken in die Höhe gezogen und tat sich gütlich. Auf dem Bettrande saß Lasse und wühlte in der grünen Kiste, während er halblaut vor sich hinsprach.

Er war mitten in seiner Sonntagsandacht. Stück für Stück nahm er langsam die Kleinigkeiten heraus, die er aus dem aufgelösten Hausstand mitgebracht hatte. Es waren lauter Gebrauchsgegenstände: Garnnäuse, Zeuglappen und dergleichen, was allmählich aufgebraucht wurde, um seine und des Jungen Kleider in Ordnung zu halten. Aber für ihn war jedes Stück eine Reliquie, mit der sorgsam umgegangen werden mußte, und das Herz blutete ihm jedesmal, wenn irgend ein Teil auf die Reize ging. Bei jedem Gegenstand, den er zur Seite legte, wiederholte er langsam, was Bengta über ihre Bestimmung gesagt hatte, als sie im Sterben lag und alles auf's Beste für ihn und den Jungen ordnete: „Garn für des Kleinen graue Socken! — Flicker zu seiner Sonntagsjade, die bald an den Aermeln ausgelassen werden muß! — Daran denken, daß nich' zu lange mit den Strümpfen gegangen wurde, ehe sie ausgebeffert wurden!“ Das war der letzte Wille der Sterbenden, und der wurde in allem befolgt. Lasse bewahrte ihn wortgetreu trotz seines schlechten Gedächtnisses.

Und dann waren da Kleinigkeiten, die Bengta selbst gehört hatten, billiger Staat, wo sich an jedes Stück eine fröhliche Geschichte von Jahrmärktebesuchen und Festen knüpfte, die er mummelnd auffrischte.

Der Knabe liebte dies gedämpfte Brummen, wonach er nicht hinzuhören, und das er nicht zu beantworten brauchte — und in dem man so angenehm dahingleiten konnte. Er lag

da und duselte und sah zu dem hellen Himmel empor, satt und müde und mit einem leisen Gefühl von etwas Unheimlichem, das überstanden war.

Er zuckte zusammen. Er hatte die Tür nach dem Kuhstall gehen hören, und nun ertönten Stiefeltritte auf dem langen Futtergang. Das war der Eleve, er erkannte die verhassten Schritte sofort wieder.

Es krabbelte in ihm vor Freude. Jetzt sollte der Bursche fühlen, daß man Kleinen Jungen nichts tun durfte, wenn sie einen Vater hatten, der seinen Mann mit steifem Arm in die Höhe heben und ausschelten konnte — ja viel ärger als der Verwalter. Jetzt sollte — er richtete sich auf und starrte gespannt den Vater an:

„Lasse!“ wurde unten aus dem Kuhstall gerufen.

Der Alte brummte mürrisch. Er blieb sitzen, rückte aber unruhig hin und her.

„Ja—je!“ ertönte es nach einer Weile von neuem wieder, unverschämt und ungeduldig.

„Ja—a!“ Lasse erhob sich und ging hinaus.

„Kannst Du nicht antworten, wenn man Dich ruft, Du Schweinebeest? Bist Du vielleicht taub?“

„Ja, antworten kann ich woll,“ sagte Lasse mit bebender Stimme. „Aber Herr Eleve sollten nicht — — ich bin Vater, will ich Ihnen sagen — — und das Vaterherz — —“

„Meinetwegen kannst Du Gebamme sein, aber antworten sollst Du, wenn man Dich ruft! Sonst will ich mal sehen, daß der Verwalter mal mit Dir redet — hast Du mich verstanden!“

„Ach ja, ja — Herr Eleve müssen entschuldigen, aber ich hab es nich' gehört —“

„Na so, aber dann vergiß auch nicht, daß Aspasia morgen nicht mit auf die Weide hinauskommt.“

„So sie kalben?“

„Ja, natürlich! Hast Du vielleicht geglaubt, daß sie ein Füllen kriegen sollt?“

Lasse lachte pflichtschuldigst und begleitete den Eleven durch den Stall zurück. Jetzt mußte es wohl kommen, Pelle saß da und starrte ihm in steifem Horden nach. Aber er hörte den Vater nur noch eine Entschuldigung stammeln, die Halbtür schließen und mit langsamen, stolpernden Schritten zurückkommen. Da brach er in Schluchzen aus und verkroch sich tief unter das Federbett.

Lasse ging eine ganze Weile umher und frante und brummte über irgend etwas vor sich hin. Dann kam er an das Bett und zog sorgsam das Kissen von dem Kopf des Jungen weg. Aber Pelle bohrte sein Gesicht in die Betten hinein, und als der Vater es zu sich herumdrehte, begegnete er einem verzweifelnden, verständnislosen Blick, der seinen eigenen veranlaßte, ruhelos in der Kammer umherzuschweifen.

„Ja,“ sagte er mit einem Versuch verdrießlich zu sein. „Du kannst woll heulen. Aber wenn man nu nich' weiß, wo Aspasia steht, da soll man wohl höflich sein, sollt ich meinen.“

„Ich kenn Aspasia sehr gut, die dritte hier von der Tür!“ schluckte der Zunge.

Lasse wollte eine mürrische Antwort geben, brach aber zusammen, ergriffen und entwaffnet von der Verzweiflung des Knaben. Er ergab sich auf Gnade und Ungnade, beugte sich hinab, so daß er seine Stirn gegen die des Knaben stützte und sagte hilflos:

„Ja, Lasse is arm, alt und arm! Ein Schlingel kann ihm auf der Nase herumspielen. Vor Zorn sprühen kann er nich' mehr, und in der Faust hat er auch keine Kräfte mehr — was muß es da, daß man sie ballt! Alles muß er hinnehmen — und sich hierhin und dahin schleudern lassen — und sich noch obendrein bedanken! So steht es mit dem alten Lasse. Aber dann mußt Du auch bedenken, daß er sich um Deinetwillen ansucken läßt; sonst nimm Lasse-Vater seinen ganzen Kram und ging weg — so alt wie er is. Aber Du kannst in der Erde wachsen, zu der Dein Vater wird. Und nu laß das Weinen nach!“ Er trocknete die nassen Augen des Jungen mit dem Oberbett ab.

Pelle verstand die Worte des Vaters nicht, aber sie beruhigten ihn trotzdem, und nach einer kleinen Weile schlief er ein. Aber noch lange lag er da und schluckte im Schlaf.

Lasse saß regungslos auf dem Bettrande und lauschte dem Schlaf des Knaben, und als der einigermaßen ruhig geworden war, schlich er durch den Stall und hinaus. Es war ein trüb-

festiger Sonntag gewesen, und nun wollte er doch einmal hinausgehen, ob einer der Knechte zu Hause war und Besuch hatte — denn dann gab es Branntwein. Lasse konnte es nicht übers Herz bringen, selbst in seinem Lohn aufzunehmen, um Schnaps dafür zu kaufen; das Geld hatte so wie so genug zu tun, wenn es für das Notwendige ausreichen sollte. —

Auf einem der Betten lag ein Knecht und schlief, völlig angekleidet und mit Stiefeln — er war knallbesoffen. Sonst waren sie alle aus. So gab dem Lasse den Schnaps auf und stolperte nach dem Keller hinüber, um zu sehen, ob da ein wenig Kurzweil bei den Mägden war. Er war zu allerlei aufgelegt — jetzt, wo er los und ledig und sein eigener Mann war wie im Lenz der Jugend.

Oben bei der Milchammer standen die drei Häuslerfrauen, die am Sonntagabend für die Mägde zu melken pflagten. Sie waren dicht eingebündelt, klein und gefrämmt von der Arbeit; der Mund stand ihnen allen dreien nicht still, sie sprachen von Krankheit und anderem Elend in einem klagenden Ton. Lasse empfand ein momentanes Verlangen, sich ihnen zuzugesellen, das Gesprächsthema klang in ihm wieder wie die Töne einer bekannten Melodie, er konnte in den Refrain einfallen mit seiner ganzen Lebenserfahrung. Aber er kämpfte dagegen an und ging an ihnen vorüber, die Kellertreppe hinab. „Ach ja, der Tod ist uns allen gewiß!“ sagte eine von den Frauen, und Lasse sprach ihr die Worte nach, vor sich hin, indem er hinunterging.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Ein Begräbnis.

Von Otto Ernst.

Nun war es aus für immer. Der kleine Fritz war soeben gestorben. Zehn Jahre war er alt geworden und hatte noch vor drei Tagen auf der Straße Schlagball gespielt. Es war draußen sehr heiß und trocken gewesen, und ehe man sich dessen versah, hatte Fritz große weiße Flecken im Hals bekommen. Bei der Diphtheritis entscheidet eine Stunde über Leben und Tod. Als der Arzt kam, war es zu spät, und der Armenarzt kam oft zu spät. Er war der Meinung, daß die Welt überfüllt sei, und zwar namentlich von Armen. Er hatte auch aristokratische Nerden, und in den Wohnungen der Armen riecht es oft nicht gut. Nun lag Fritz da und starrte mit seinen toten, verglasten Augen die Decke der kleinen Dachkammer an. Er hatte trotz mit dem Tod gekämpft, und sein abgemagertes Körper hatte sich im Todeskampf ganz verdreht. Die Waden und die Lippen waren blau geworden.

Es mußte wohl eine arme Frau sein, die an dem elenden Bett kauerte. Sie hatte auf dem Boden vorplatz gewaschen und war herzugeeilt, um ihr einziges Kind sterben zu sehen. Es kam ihr in diesem Augenblick kein Gedanke daran, ob sie auch Zeit habe, so lange ihre Arbeit im Stich zu lassen und vor der Leiche des Kleinen zu hocken, wenn sie etwas verdienen wolle. Der Knabe war mit alten Kleidungsstücken zugedeckt und lag auf dem einzigen Bett, das die Witwe besaß und das sie bisher mit Fritz geteilt hatte. Es war wohl eine Bettdecke da; aber die Federn drin waren alt und schlecht und hatten sich in den Ecken des Inletts zusammengeballt wie Bleistumpen. Als Kopfunterlage diente ein Seegrasskissen. Die Bettstelle war überall vom Wurm zerfressen. Die wenigen Möbel, die das Zimmer füllten, waren rechte Möbelleichen; aus ihren Ritzen und Fugen quoll Moderduft; sie hatten eigentlich längst die Jahre der Brauchbarkeit hinter sich. Aber sie schienen Mitleid mit der Armut zu haben und sich deshalb mit unendlicher Geduld und mit übermäßiger Kraftanstrengung auf den krummen Füßen zu halten. Einer von den Stühlen war sogar gepolstert; aber der Ueberzug war vor kurzem gesprungen, und aus der Öffnung quoll das Eingeweide des Sitzes hervor.

Es war ein brennend heller Sommertag. Um den Kranken vor der dreifachen Tageshelle zu schützen, hatte die Mutter quer vor das einzige Fenster einen großen Lappen von einem alten, zerrissenen Rouleau gehängt. Der Lappen war mit zweien seiner zahlreichen Löcher über zwei in den Fensterrahmen geschlagene Nägel gefaßt. Oben blieb noch eine Scheibe frei, die gesprungen und mit einem großen Stück gelben Papiers überklebt war. Die Scheibe neu einsetzen zu lassen, kostete gerade so viel, wie die Mutter an einem Tage verdiente.

Ein hübscher, starker Knabe war es gewesen, ganz seinem Vater ähnlich, der während seiner Lebzeit Erdarbeiten verrichtet und zur Erholung sehr viel getrunken hatte. Die Mutter hatte in dem Knaben das Ebenbild ihres Mannes heranwachsen sehen, des Mannes, der ihr als Gatte manche glückliche Stunde, als Ernährer aber viel mehr Sorgen bereitet hatte. Aber Fritz wäre kein Trinker geworden, das hat e sie sich oft im stillen gesagt, wenn sie am Waschtrog stand und der Knabe auf der Bodentreppe oder tief unter dem offenen Fenster auf der Straße lärnte und sich tummelte. Wie der Knabe von Tag zu Tag heiterer und kräftiger sich entwickelte, so gedieh immer stärker eine selige Hoffnung in ihrer Brust. Sie malte sich mit lachendem Herzen den Augenblick

aus, der ihr die schließliche Gewißheit bringen werde, daß Fritz kein Trinker geworden sei — nein! ein ordentlicher Mensch, nur an Schönheit, Kraft und Gutmütigkeit dem Vater gleichend. Ungestimmt war der Knabe freilich gewesen. Sie hatte vom Morgen bis zum Abend unter schwerer Arbeit ächzen müssen und hatte so oft der hilfreichen Hand bedurft. Da fielen dem Jungen allerlei häusliche und mädchenhafte Arbeiten zu, die ihn auf das äußerste langweilten. Sein Kinderegoismus kannte kein Gewissen, und er entschlüpfte, so oft er konnte. Die Mutter saß dann allein vor aller Arbeit, und gerade die kleinen Verrichtungen, die der „große Schlingel“ wohl hätte erledigen können, hielten sie bei jeder Gelegenheit auf, störten sie und machten sie heftig und erbittert. Das Leben hatte sie ohnehin reizbar gemacht. Da lag der Junge, den sie so oft hatte schelten und an den Ohren zausen müssen, dem sie manches Mal vorgehalten hatte, daß er einmal einen Taugennichts abgeben werde, wenn er nicht arbeiten wolle, und über dem sie jetzt mit zuckendem Herzen zusammengebrochen war, den sie immer wieder von neuem mit Tränen netzte und mit Küffen bedeckte. . .

Als sie sich ein wenig erholt hatte, dachte sie an das Begräbnis. Freilich, das besorgte die Armenkommission. Aber vor ihrem Geiste stand ein empörendes, abscheuliches Phantom: der flache Sarg. Särge pflegen sonst gewölbte Deckel zu haben, mit schwarzer Farbe bestrichen und mit flimmerndem Steintohlenstaub bemorfen zu werden. Am Kopfende glänzt gewöhnlich ein blankes Schild mit einem gravierten Namen. Bei den Armen ist das anders. Sie erhalten eine einfache, schwarz angegriffene Kiste mit flachem Deckel. „Rasendröder“ nennt der grausame Volkswitz diese Schragen, weil sie den Eindruck machen, als könnte der Kopf des Toten unter dem Deckel nicht wohl genügenden Raum haben und müßte sich der Holzersparnis wegen einen kleinen Druck gefallen lassen.

Was soll man sagen? Die Armenpflege und die fatalen Schulen verschlingen ungeheure Summen. Es wird nachgerade unerträglich. Man muß sparen, und zwei Bretter mehr oder weniger ist schon ein Unterschied. Zudem — warum sollen Vermögens- und Rangunterschiede vor dem Tode mit einemmal schwinden? Diese Unterschiede bestehen nun einmal und sind eine Notwendigkeit; wenn sie verwischt würden, so müßte das Leben jeden Reiz verlieren. Und es ist nur noch der kurze Weg zum Friedhofe, der letzte auf dieser Erde — vor Gott sind wir dann alle gleich! —

In einem „Rasendröder“ sollte ihr Fritz begraben werden — ein eifriger Schauer durchrieselte die Mutter. Arme Frauen sind meistens nicht zimperlich, und gewöhnlich finden sie sich gern bereit, Tote zu waschen und anzukleiden, wenn sie Brot damit verdienen können. Auch Fritzens Mutter war nicht empfindsam; Tote und Begräbnisse hatte sie genug gesehen. Aber wenn sie gesehen hatte, wie einer „für arm“ begraben wurde, im flachen, mit einem schwarzen Tuch überdeckten Sarg, von vier Arbeitsleuten durch das Halbkunkel des Spätnachmittags in flottem Marschtempo fortgeschleppt — dann war ihr der Tod ganz anders als sonst erschienen, als etwas Unsäglich-Schauerhaftes und Widerwärtiges, und sie hatte sich wohl fröstelnd zu der Nachbarin gewandt und mit einem verunglückten Lächeln gemurmelt: „So stopfen sie uns auch einmal weg.“

Sie kam über das abscheuliche Phantasiebild nicht hinweg. Sie kniete wieder vor dem Bette, und als sie den Knaben aufs neue küßte und ihre Wange weinend auf die seine preßte, fühlte sie es recht tief, daß für ihn ein solches Begräbnis nicht gut genug sei und daß sie ihrem verlorenen Liebling noch eine Liebe tun müsse. Sie hatte mehrere Nächte bei einer Kranken gewacht und im ganzen einen Taler verdient. Der Taler hatte manche Stunde Schlaf gekostet; jetzt lag er als seltener Schatz tief verpackt in einer Schublade der alten wackeligen Kommode. Mit ihm konnte sie wohl etwas ausrichten.

Sie ging auf das Ortsbureau, zu dem Beamten, der das monatliche Armengeld auszahlte und überhaupt die Angelegenheiten mit den Armen zu regeln hatte. Armut macht schüchtern, und diese Schüchternheit zeigt sich besonders vor den großen, überzogenen Bureautischen, den Alienständern, Schreibpulten und beschrifteten Beamten. Diese waren meistens sehr grob, und man wagte nichts zu erwidern, gerade wie man nichts sagen mochte, wenn der Farrer so nachweislich nach allerlei Dingen fragte, die er der Seelsorge wegen gar nicht zu wissen brauchte. Man sorgte, daß man so bald wie möglich aus einem solchen Amtszimmer wieder herauskam.

Der Beamte war gerade dabei, ein Schinkenbrötchen und ein Glas Milch zu genießen. Mit vollen Waden fragte er die Frau: „Was wünschen Sie?“

Die Mutter zitterte vor schüchternem Beklemmung, während sie sprach:

„Mein kleiner Fritz ist gestorben . . . und nun möchte ich nicht gern, daß er so wie sonst begraben wird . . . so . . . im flachen Sarg . . . und ich wollte die Herren bitten, ob Sie meinem Fritz . . . nicht einen anderen Sarg machen lassen wollten; was er mehr kostet, will ich wohl selbst bezahlen.“

Das letzte hatte sie mit einer gewissen freudigen Hast ausgesprochen, wie um einer abschlägigen Antwort vorzubeugen.

„Nö, liebe Frau, das geht nicht.“ ließ sich der Beamte vernehmen. „Entweder die Armenkommission läßt das Kind begraben, nicht wahr? oder sie läßt es nicht begraben. Wenn Sie übrigens Geld haben, dann können Sie ja allein das Kind beerdigen lassen.“

„Nein, dazu habe ich nicht Geld genug,“ stieß die Frau be-  
stürzt hervor.

„Na also — dann will ich Ihnen einen guten Rat geben. Behalten Sie Ihr Geld und kaufen Sie sich etwas zu essen dafür, das ist vernünftiger. Die Kommission kann sich auf solche Wünsche nicht einlassen! Wohin sollte das führen?“

„Können Sie denn nicht ein bißchen dafür tun, Herr?“ fragte die Witwe. „Es ist schrecklich, wenn er in dem Armenfarg be-  
graben werden muß.“

„Ach, was sollte es wohl!“ entgegnete der Beamte jetzt etwas sanfter, weil er einsehen mochte, daß er bis dahin ein wenig brutal gewesen war. „Darüber trösten Sie sich nur. Die andern werden ja ebenso begraben. Sehn Sie, liebe Frau, wenn wir tot sind, ist alles einerlei. Wenn ich tot bin, können die Leute mit mir machen was sie wollen; meinetwegen können sie mich in 'n Sad steden,“ beliebte der Mann scherzend zu sagen. „Und Ihrem Kleinen ist es auch egal, verlassen Sie sich darauf. Er hat das Leben hinter sich und schläft in dem einen Sarg so gut wie in dem andern, und der liebe Gott wird trotzdem über ihm wachen, wenn er auch für arm begraben ist. Sie können Ihr Geld besser brauchen. Wenn Sie aber dennoch anders wollen — wie gesagt — dann müssen Sie alles bezahlen; einen andern Bescheid kann ich Ihnen nicht geben.“

Die Mutter wagte noch etwas zu murmeln und zu bitten; aber der Beamte hatte sich schon wieder seinem Frühstück zugewandt und sah launend zum Fenster hinaus.

Sie schlich zögernd zur Tür, als könne ihre Bitte doch noch von ungefähr Gewährung finden; aber die Gewährung kam nicht. Die Frau ging hinaus und drückte die Tür langsam hinter sich ins Schloß.

„Diese Leute haben doch mitunter merkwürdige Ideen,“ sagte der Armengeldauszahler zu einem im selbigen Zimmer beschäf-  
tigten Kollegen. „Können vor Hunger nicht in Schlaf kommen und wollen, wenn's ans Beerdigen geht, noch Aufwand machen! Komisch!“

Der Kollege fand es auch sonderbar und wunderte sich.

Die Frau mußte in der Tat seltsame Ideen hegen. Sie stieg, sich am Geländer haltend, die Treppe hinauf und trocknete sich mit der Schürze die Tränen ab. Die Schauer des Schmerzes stürzten ihr immer von neuem vom Herzen zu den Augen hinauf. Hätte sie nur noch standhafter gebeten! Aber es wäre doch nutzlos gewesen. Das Bitten war auch so schwer, wenn man so kalt-  
gemäßlich angefaßt wurde. Die kleine Leiche mußte doch in die flache Kiste hinein.

Wann werden die Armen Sparsamkeit lernen! Eine benach-  
tete Freundin der Mutter, eine Armenhäuslerin, hatte ihre kümmerlich ersparten fünf Groschen in einen hübschen Kranz für den kleinen Fritz angelegt. Es war ja Sommer, und die Blumen waren billig. Und die Mutter selbst hatte einen bedeutenden Bruchteil ihres Taslers vergeudet, um allerlei Zierrat für den Sarg des blaffen Lieblings zu kaufen. Auch ein kleines hölzernes Kreuz mit Inschrift hatte sie besorgt; den Namen hatte ein An-  
streicher mit weißer Farbe darauf gemalt und dabei in dem Worte „Fritz“ das „t“ vergessen. Es war eigentlich eine armselige Pracht, aber es sah doch alles sehr hübsch aus, wenn man bedachte, daß die Armut einen tiefen Schmerz darin ausdrückte. Die Rosen unter den Blumen sahen sogar prächtig und vornehm aus und durchströmten die Kammer mit einem heiligen Sonntagsdüfte. Nachdem die Mutter einen letzten Abschied von dem Toten ge-  
nommen, schraubten die zur Beerdigung bestellten Männer den Sarg zu und trugen ihn fort. Die Mutter folgte in einiger Ent-  
fernung.

Es war sechs Uhr abends. Während der ersten Hälfte des Nachmittags zeigt der Friedhof ein belebtes, fast freundliches Bild. Da wandeln ruhig Trauernde um die Gräber Dahingeshiedener, und eine wechselvolle Reihe neugieriger Besucher erwartet plan-  
bernd einen neuen Ankömmling auf dem stillen Felde der Ver-  
wesung. Aber nach und nach verlaufen sich die Gäste. In der Reize des Tages kommen die einsamen Särge der Armen. Die Leichen darin schämen sich vor der gaffenden Menge und versinken gern geräuschlos unter die Erde. Der Schall des Vaterunsers an ihrem Grabe schlägt nur an die modernden Kreuze des Armen-  
winkels und streicht verhallend über die Palme des öden Gras-  
feldes hin. —

Wie häßlich diese Träger eilten; sie konnte kaum mitkommen! Ihre Phantasie malte sich aus, wie ihr kleiner Fritz heftig hin-  
und hergeschüttelt wurde und sich an der Band des Sarges den Kopf stieß. Und unaufhörlich schwachten die Männer. Ob keiner unter ihnen einmal an sie dachte? — — —

Der Sarg wurde hinabgesetzt. Der Totengräber, die vier Träger und die Mutter standen an der Grube. Der Totengräber faltete die Hände und betete plappernd:

„Vater unser, der du bist im Himmel, geheiligt werde dein Name; zu uns komme dein Reich. Dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden. Unser täglich Brot gib uns heute. Und vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldig-  
ern. Führe uns nicht in Versuchung. Sondern erlöse uns von dem Uebel; denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herr-  
lichkeit in Ewigkeit. Amen. — Gottes Friede ruhe über der Ge-  
beinen des entschlafenen Kindes. Er erleuchte es durch seine Gnade und Liebe und gebe ihm und uns allen dereinst eine fröh-  
liche Auferstehung und die ewige Seligkeit! Amen . . .“

„Verdammter Schmutz hier nach dem Regen!“ murmelte der würdige Mann einem Friedhofsarbeiter fast noch im selben Atem zu. Er spuckte kräftig dabei aus. „Muß man hier noch so spät herumpatschen, und die Geschichte ist noch nicht aus; es kommt noch eine Leiche.“

Unterdessen hatten die vier Männer „ligst ein bißchen Erde auf den Sarg geworfen. Dann entfernten sie sich mit dem Toten-  
gräber, um den anderen Toten zu holen.

An der dunklen Grube sank das Weib zu Boden. Eng um-  
schlossen die aufsteigenden Nebel das Grab und die Mutter. Es war ein wunderbares Heiligtum, in dem sie kniete; teif einsam und voll erhabener Ruhe lag es mitten in der Welt. Aus dem feuchten Halmen quoll ein frischer Andachtshauch. Das Sonnenlicht floß in breiten Strömen durch den Nebel. Rot übergossen lag das Grasfeld da. Am Grabe ihres Kindes predigte eine dürre, lauernde Gestalt das strahlende Evangelium:

Die Liebe höret nimmer auf!

## Neue Belletristik.

Wenn man dem Kometenjahr alle möglichen schädlichen Einflüsse zuschreibt und von Mizernten spricht — die Romanschreiber hat es um so fruchtbarer gemacht. Leppiger denn je ist die Bückereerte dieses Jahres. Angesichts dieser immer bedrohlicher werdenden Romanfuit scheint es sicher, daß bei einem Weltuntergang die Romanschreiber zweifelsohne niat mit umzubringen sind. Am Anfang war das Wort — am Ende war das Buch! Unter der Masse der angestauten Romane wollen wir diesmal nur mit kürzeren Hinweisen auf das eine oder andere Werk aufmerksam machen.

Im Verlag Axel Juncker-Verlin sind zwei Bücher von Camille Lemonnier in guter Verdeutschung erschienen: „Der Moloch“ und „Warum ich Männerleidung trug“. Man wundert sich, warum der belgische Altmeister des Romans so lange in Deutschland unbekannt bleiben konnte, zumal wenn man an die großen Erfolge Zolas auch im Auslande denkt, der von gleichem Geiste wie Lemonnier einst ein ganzes Programm bedeutete. Vielleicht aber war es gerade die suggestive Macht des Namens Zola, die zur Zeit des konsequenten Naturalismus, den Namen Lemonnier und mit ihm seine Werke im Dunkel ließ. Und doch gibt dieser große Belgier dem großen Franzosen nichts nach, ja wir müssen sogar bekenen, heute wo wir zur Kunst Zolas, die die Wirklichkeit unerbittlich protokollierte und photographierte, genügend Distanz gewonnen haben, daß die gleichfalls dem Leben der Tiefe analytisch nachgehende Kunst Lemonniers durchwärmter ist. Hier schwingt trotz der streng naturalistischen Form die Seele mit Sonnenstrahlen des Poetischen hinaus über die Düsterei der Vorgänge und wo Zola sagte, Kunst sei ein Ausschnitt des Lebens durch ein Tem-  
perament sehen, müßte man bei Lemonnier sagen, daß er einen Ausschnitt des Lebens gibt, gesehen durch ein Herz. In dem großen Roman der Eisenarbeiter, die in dem Walzwerk Moloch ihre Zyklopen-  
arbeit verrichten, ist wieder einmal der kämpfende, im Lebensgemezel täg-  
lich neuen Gefahren zugetriebene Kollektivheld das Volk. Ein gigantisches Bild dieses industriellen Kampfplatzes, auf dem das Risiko der Arbeit wie ein Damoklesschwert über den ausgemergelten Leibern hängt, die in grauamer Plage vor den glühenden Hochöfen des Lebens Notdurft zusammenschuften, rollt sich auf. In dieser ewig stampfenden Dampfhammerwelt, in der die giftigen Gase ent-  
strömen und die Hitze sengt, lebt eine willenlose Masse mechanisch ihr schweres Leben, und dieser gewaltige eiserne Organismus frist nicht nur Kräfte und Gesundheit, er frist auch das Glück dieser Arbeiter in dem belgischen Dorf, denn er lähmt die Kraft zu Wider-  
stand gegen Laster und tierische Instinkte. Namentlich die Frau wird der Verdorbenheit entgegengeschle-  
dert. Das Mädchen, das eine gemeine Dirne zur Mutter, einen Trunkenbold zum Vater hat, das mit elf Jahren schon in der Fabrik Kohlen klauben muß, mit unflätigen Würden in Verührung kommt — muß es nicht werden wie diese Karoline im Buch, die ihren Mann, einen gutmütigen Riesen, aus dem Schmutz ihrer Seele heraus betrügt und zugrunde richtet? Der Zusammen-  
stoß mit den Roheiten geiler Männer, ihre eigene sinnliche Natur, ihr begehrlisches Blut und das von der Last des harten Lebens zu-  
schanden getretene Rechtsbewußtsein, das sich in Genußverlangen verkehrte, kneteten sie zu der Kanaille, die sie wurde. Und so wird Duriaug der Mann, zerrieben zwischen dem Moloch Fabrik und dem Moloch Weib. Der Autor erspart dem Leser nichts an Häßlichem, Widerlichem und Ekelhaftem, namentlich in der Schilderung der Buhl-  
schaften Karolinsens und ihrer sexuellen Ausdeweifungen, doch haben wir nicht den äußerlichen Tatsachennaturalismus vor uns, der zum Beispiel bei Zolas verwandtem „Germinal“ oder in „L'assommoir“ sich in Anhäufung einer ungeheuren Masse von Begebenheiten nicht genug tun kann. In Lemonniers den Zusammenhängen nachspürendem Werk ist alles Bewegung, alles aufgelöst in Psychologie; statt des Notizbuches spricht ein Freund des Volkes, der mit ihm leidet und ihm helfen möchte.

In dem zweiten Roman: „Warum ich Männerleidung trug“, Erlebnisse einer Frau, wird uns wieder einmal mit plastischer Einprägbarkeit die Fremdwidstellung des Weibes in abhängiger Stellung vor Augen geführt. Wie ein junges Mädchen in der Groß-  
stadt schuflos den Nachtstellungen der Männer preisgegeben und neben dem Kampf um die Existenz noch den täglichen Kampf um die Ver-

teidigung ihre Weiswürde durchzuringen hat, das wird am Lebenslauf der Heldin mit mutiger Offenheit gezeigt. Mag sein, daß der Verfasser im Lobern seines sozialen Gefühls die Attentate tierischer Angriffe auf das hübsche unbewehrte Mädchen zu stark häuft. Aber wo ein Gedanke und ein Ziel verfolgt wird, wo die schlaftrübe Gesellschaft wachgerüttelt werden soll, wo es gilt, herrschende Schäden in ihren traurigen Verheerungen aufzudecken — da darf man wohl die vielfachen Fälle der rohen Sinnlichkeit ausgelieferten Mädchen auf ein einziges Opfer summarisch übertragen. Die junge Pariser Proletarierin, die still und unbehellig ihrem Broterwerb nachgehen will, wird auf Tritt und Schritt eine Beute männlicher Gier und über diesem Elend vor den Männern verkümmert ihr das heiligste Gefühl, die Liebe. Sie wird im Brunnsthauch der brutalen Sinnlichkeit um die Beglückungen der Liebe, also um ihr Glück betrogen und das ist vielleicht der schwerste Schaden, den sie erleidet.

Mit der Weibkleidung, die sie endlich auszieht, um in Männerkleidung unbehellig vom ewigen Lieb rieselnder Geißel zu leben, zieht sie auch ihr bestes Weibgefühl mit aus. Sie lernt als Mann leben und empfinden — leider aber beegnet sie auch in dieser schützenden Verkleidung den Vampyrgehilfen der Verderbtheit. Ohne in die Lust der Schlüßfrigkeiten zu geraten, schildert der Verfasser die Brandung all' der erotischen Sturzwellen, die das bedrohte Großstadtopfer ins Meer der Gemeinheit zu reifen suchen. Welch ein Kräfteverlust, dem standzuhalten! Wer hilft diesen heimlichen Mäthyrerinnen und Heldinnen? Was wissen die sorgsam behüteten Töchter „anständiger“ Familien von der Unanständigkeit derer, die dereinst mit ihnen zum Traualtar treten werden? Wo Lemonnier sich auf diesem sozialen und sexuellen Gebiete bewegt, zeigt sich seine Meisterschaft lebendigen Gestaltens, wo die reine Psychologie der Frau in den Vordergrund tritt, läßt er die auffällige Feinheit, die wir z. B. an Balzacs analytischen Büchern vom Seelenleben der Frau bewundern, vermissen. Man sieht am Ende doch, daß die Aufzeichnungen ein Mann und nicht ein Weib geschrieben hat. Aber das hindert nicht, die Geschichte als eine nachdenkliche zu lesen und die „gefallenen Mädchen“, die der Männerpöbel erlagen, in anderem Lichte zu sehen, als dies beim Bourgeois üblich ist. Gegen das Gefühl des Spießbürgers mag es auch wohl gehen, wenn die gehegte Heldin des Buches, als in ihrem einiamen, freudlosen Leben die Sehnsucht nach dem Kinde durchbricht, sich nicht in einem Liebesakt mit dem verelenden Manne eint, sondern diesen nur als Werkzeug der Zeugung betrachtet, das nach getaner Pflicht wieder im Dunkel als Fremdes zu verschwinden hat.

Von dem Moloch Sinnengier und seinen Verwüstungen erzählt ein anderes Buch: A. Kuprin: Die Gruft, im Verlage Georg Müller, München, erschienen. Bei Lemonnier Frankreich, hier Rußland. Das Elend heißt diesmal Prostitution. Eine sible Einrichtung, sagen die „Anständigen“. Laster, Sünde nennt der Morallober der heuchlerischen Gesellschaft, jener Gesellschaft, die die gesunden Sinne junger Menschen vergewaltigt. Wo man der Natur nicht ihr Recht gibt, muß sie entarten. Wo sie nicht entarten will, rettet sie sich durch die Prostitution. Nun ist aber auch die Prostitution selbst in ihrem Wesen entartet. Ein graufiges Bild dieser Stätten der Korruption entrollt Kuprin. Die Gruft ist ein russisches Vorbild, oder vielmehr die ganze Strafe der Bordelle, und bis zur letzten Seite des Buches spielen die Vorgebeiten in dieser von Alkohol, Jhnmismus und Schamlosigkeit geschwängerten Luft. Wieder sind es die Männer, die die Institution ins Tierische herabdrücken und die unseligen Geschöpfe des beruflichen Liebesdienstes unbarmherzig in den Seelenschmutz hineinreiben. Zwar ist in dem Buche ein guter Junge, der sehend gemacht durch einen Lebensbeobachter, der das Geschlechtliche überwunden, die Dirne aus dem Sterbehause des Menschlichen herausführt, aber was bedeutet der Eine gegen die Vielen, die auch hier das Glück töten? Was Kuprins Buch, das er den Müttern und der Jugend widmet, von der Bordell- und Dirnenliteratur unterscheidet, in der mit einem eifrig-sentimentalen Rittertum die Notwendigkeit der Institution und die Zusammenhänge unterschlagen wurden, ist die Objektivität, mit der er den Dingen aus nächster Nähe klar ins Auge sieht, ohne das ungeheuer Geschäftsmäßige der Prostitution dabei mit Gemüt zu überfälschen. Welches Leben müssen die Dirnen unter den Boten ihrer betrunkenen Umgebung führen; Kuprin hat sich die Aufgabe gestellt, die leib- und seelenschänderische Scheußlichkeit nicht verhüllt oder moralisch entkräftet, wie auf den schlechten Bildern des „Pfefferkuchens der Literatur“ darzustellen, sondern das Leben an sich in seiner erbarmungswürdigsten Seite aufzuhehlen. Und so reißt er die Tür auf zu jenen verpönten Orten, wo eine ganze Klasse von Mädchen wie eine Viehherde vegetiert, bereit, sich mißbrauchen, beschimpfen, krank machen und hinhorden zu lassen eines Triebes wegen, den man in der Öffentlichkeit verdammt. Jeder darf kommen, Krankheit, Verderbtheit, Vernichtung mitbringen, denn er bezahlt! Es ist ein Erkenntnis- und ein Mahnbuch, ein Buch der Nächstenliebe, voll großen sozialen Empfindens.

Von diesen Büchern der entstellten Liebe, die mehr als Roman, die Bedarf und Information sind, nun zu den Büchern einer anderen Liebe, der heimatsberechtigten in unserer bürgerlichen Welt, der sehnüchtlgen mit ihren Leiden und der erfüllten mit ihren Freuden. *Marianne* von Max Ludwig (Verlag A. Langen, München) erzählt mit keuscher Züchtigkeit von dem Finden und Verlieren zweier Menschen im grünen Schwarzwaldsdorf. Der junge Maler erlebt

dort im Herzen einer liebegünstigen Natur mit dem schönen Dorfkind ein stilles Glück. Sonne und Zärtlichkeit liegt über dem Bunde, zu dem in seliger Heimlichkeit die Beiden ineinandererschmelzen. Da kommt das Traurige auch hier hinein. Ein tödliche Krankheit frißt am Leben des Mädchens; um den Geliebten vor Schmerz und Häßlichkeit zu bewahren, entschwindet sie ihm. Uebergroße Liebe diktiert die grausame Trennung. In zarten Farben ist das Bild der Schwindsüchtigen gemalt, der schöne Traum ihrer Liebe und ein sommerlicher Duft weht aus diesem Buch leidenschaftlicher Herzen zum Leser hinüber. Stiller ist Hermann Hesses Liebesroman: *Gertrud* (A. Langen, München). Keine aufregenden Geschehnisse, stark nur die Gefühle zweier Männer für eine Frau. Die Kämpfe werden innerlich ausgefochten, bis der Tod wiederum hintritt. Aber er bringt keine Lösung, nur die Kraft, in Resignation das Leben und die Liebe auszuhalten. Der eine Glückserbte, der die geliebte Frau dem Freunde lassen mußte, zehrt am Wilde Gertruds, die seinem Dasein Fülle, Schönheit, aber auch den großen Schmerz gab. Doch was nützte ein Aufbäumen? Und so führt ihn der Dichter auf den Weg des sich Verschweigens, der Ruhe zu, und der Leser geht ihn mit diesem Weg wunschlos gemordenen Glücks, beglückt durch die freie, warme Kunst Hermann Hesses.

Emil Strauß' Novellenbuch: *Hans und Grete* (Fischer, Verlag, Berlin) variiert gleichfalls das Thema von den Lodungen der Geschlechter, und überall steht am Ende der Sieg der Reinheit, der Treue, des höheren Menschentums. Wie bei Hesse steckt eine feine, ruhige und beruhigende Erzählerkunst in dem Buche, es ist reich an schönen, fatten Vergleichen und Bildern, die Novellen „Vorpiel“ und „Mara“, (die von irdischer Schwere befreite Geliebte des Seminarlehrers, die ihm trotz ihrer Wesenlosigkeit sein Herz raubt und ihn zu Mordgelüsten treibt) gehören unzweifelhaft zu den Kabinettstücken der neuen Erzählerliteratur. Der verirrte Vogel von Karl Bittermann (S. Fischer, Verlag) handelt von den Liebesnöten einer Frau, die ihrer Leidenschaft folgte, Ehebruch und Schwangerschaft auf sich lud, die ihr den Tod bringen sollte. Sie wartet in ihrer trüben Kleinbürgerei auf das Wunderbare, als ein verirrter Vogel unklarer Sehnsucht flattert sie dem ästhetisierenden, Aphorismen dichtenden Zimmerherrn ins Netz, der sie nach einigen Glücksmomenten verläßt, weil er nur Schönheit, nicht das schwangere Weib um sich sehen kann, das in Qual und Angst vor dem Kinde sich windet. Die Hingabe der Frau ist nicht genügend durch eine sichtbare große Liebe motiviert, sie ist mehr sinnlich gezeichnet, und so mangelt dem Buche die Kunst des Ergreifens, die den beiden vorgenannten eigen. Doch entschädigt für die letzte Echtheit eine frische Sprache, Knappheit des Dialogs und vor allem die Lebendigkeit der Nebenfiguren. J. V.

## Kleines feuilleton.

Der Eidmonat als Bonnemond. In Deutschland kommen im Januar gewöhnlich keine Blumen in Gärten vor — ausgenommen der schwarzen Nießwurz (Weihnachtsrose), dem Winterheliotrop und dem Seidelbast —, während schon anfangs Januar in Portugal Rosen und Veilchen im Freien blühen, in Nizza Mustard-Phyachen, Jonquillen, Tazetten und Szilla blühen, auch in Korquah die Rosen in Blüte sind. Bei Aleppo blühen in diesem Monat Hyazinthen und Veilchen in Menge und in Palästina ist der Januar oft der schönste Frühlingsmonat. Aber auch in Deutschland sind blütenreiche „Wintermonate“ nichts allzu Seltenes. Milde Winter (oft ohne Frost und Schnee) in Deutschland waren: 1289, 1535, 1607, 1609, 1617, 1662 (man soll dieses Jahr auch im nördlichen Deutschland den ganzen Winter nicht eingeheizt haben), 1807, 1846/47. Folgende Jahre sind wegen ihres warmen Januar für Deutschland merkwürdig. 592 waren schwere Gewitter und blühten die Bäume (womit gewöhnlich die Obstbäume gemeint sind), 594 blühten Rosen, 1172 trieben die Bäume Ende des Monats Blätter, 1186 blühten im Dezember und Januar viele Bäume. Darnals und im Januar 1290 brüteten Krähen und Raben, nachdem um Weihnachten Bäume und Wiesen geblüht hatten; 1329 blühten die Bäume im Januar, man erntete im letzten Drittel des Mai und Trauben gab's im April. 1397 blühten die Bäume in der Pfalz vor Neujahr. Im Januar 1497 sah man Kirschbäume in Blüte. Zu Trier blühten 1506 die Bäume und 1520 die Veilchen im Januar, 1572 und 1749 schlugen die Bäume aus. Der Januar 1752 war auch ganz gelind, doch brachte der 18. Februar noch harten Frost. 1842 blühte das Stiefmütterchen in Schweden und der Flieder schlug aus, während Alger unter Schnee lag. 1834 und 1853 hatte Brüssel im Januar keinen Frost und am 31. blühten Schneeglöckchen und Krokus. 1846 waren diese Blumen noch früher entwicelt. Darnals blühten im Januar auch viele Kräuter (Löwenzahn, Maßliebchen, Kefeda, Erdbeeren, Atripfel, Lichtnelken, Veilchen, Schneeglöckchen). Bei einer Mitteltemperatur dieses Jahres von 5 Grad Reaumur hatte zu Aachen der Teufelszwirn bedeutende Schößlinge getrieben und Pappel, Erle, Felsennußstrauch, Ulme, schwarzer Holunder standen in Blüte. Die Fledermaus kam hervor; von Insekten waren der kleine Fuchs, verschiedene Fliegenarten und auch das Johanniskwürmchen zu sehen. Sch.